

## »Normierung kultureller Werte durch Ritualisierung«

**Workshop des Teilprojekts (TP) C5, durchgeführt am 6. und 7. Juni 2003 im Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg  
Ein Bericht**

### *Vorbemerkung*

Im Forschungsvorhaben des TP [C5](#) spielen Fragen der literarischen Wertfindung und –normierung eine zentrale Rolle. Eine kleine Tagung mit wenigen Gästen aus verschiedenen Disziplinen sollte zunächst etwas zur Klärung theoretischer und begrifflicher Grundlagen beitragen, ohne von vornherein die Perspektive allzusehr auf den spezifischen Problemhorizont des Teilprojekts einzuengen ([Exposé](#)). Eingeladen wurden daher Wissenschaftler/innen, die sich mit den gesellschaftlichen Bedingungen literarisch-kultureller Wertbildung beschäftigt und mit den kulturtheoretisch relevanten Fragen rituell gestützter Normenvermittlung in der Moderne auseinandergesetzt haben: Prof. Dr. Franz-Peter Burkard (Philosophie, Universität Würzburg), Prof. Dr. Ernst Peter Fischer (Wissenschaftsgeschichte, Universität Konstanz), Prof. Dr. Ingrid Gilcher-Holtey (Geschichtswissenschaft, Universität Bielefeld) und Prof. Dr. Joseph Jurt (Romanistik, Universität Freiburg).

Der Sitzungsplan des Workshops umfasste drei Themenschwerpunkte:

- Theoretische und begriffliche Grundlagen (1)
- Konsekrationsrituale und Wertkonflikte im literarischen Feld (2)
- Erweiterung der Problemlage und Grenzüberschreitungen (3)

### *Zusammenfassung der wichtigsten Gesichtspunkte und Thesen*

(1) Der erste Teil war einleitenden Bemerkungen (D.Harth) über Voraussetzungen und Absichten des SFB 619 und des Teilprojekts C 5 gewidmet. Am Beginn der anschließenden Aussprache, die sich auch auf eine zuvor verschickte Untersuchung Burckhard Dückers über die Verwendung des Ritualbegriffs in der deutschen Gegenwartssprache bezog, stand die Frage nach den Erkenntnisinteressen des TP C5. Darauf waren mehrere Antworten zu geben: Zum einen berührten diese die interdisziplinären Ziele des SFB, zum andern die spezielleren von C5. Letztere sind nicht von den Erkenntnisinteressen der Allgemeinen Literaturwissenschaft zu trennen. Dazu gehört u.a. die Suche nach Modellen einer Geschichtsschreibung, die dem wachsenden transnationalen Austausch der Literaturen gewachsen ist, dazu gehören die Rekonstruktion von Kanonisierungsprozessen, die soziale Genese der Autorschaft und – nicht zuletzt – eine wohlbegründete Hypothesenbildung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Bedingungen der literarischen Wertbildung.

(2) Im zweiten Teil stellten Judith Ulmer, Burckhard Dücker und Dietrich Harth, Mitglieder des TP C5, einige Fallstudien zur Diskussion, deren z.T. ausführliche Beschreibungen vorab an die Teilnehmer des Workshops verschickt worden waren:

- Georg-Büchner-Preis

- Premio Strega (Italien)
- Christian-Wagner-Preis
- Nobelpreis für Literatur

Will man auf knappste Weise die Schnittstelle benennen, an der literatur- und ritualwissenschaftliche Fragen zusammentreffen, so drängt sich zunächst die Tatsache auf, dass es nicht in erster Linie *Texte*, sondern *Handlungen* (hier: Ritualpraktiken) sind, die im Zentrum der Untersuchungen zu stehen haben. Wenn Texte erst durch den Vollzug des Lesens zu Sinn- und Bedeutungsgeweben werden, so lässt sich selbst der Lektüreprozess als sinnkonstituive Handlung interpretieren. Diesen Sachverhalt hat die Literaturwissenschaft längst unter rezeptionstheoretischen Begriffen verbucht, sich aber, unter Vorgabe eines Dialogmodells, weitgehend auf die Leser-Text-Relation beschränkt und Produzenten sowie Vermittler aus dem literarischen Diskursuniversum ausgeklammert. Literatur und Künste (wie Kultur überhaupt) werden heute aber mehr denn je über öffentliche, medienwirksame Inszenierungen den Konsumenten zugeführt, die – vor allem über die Organisationsformen des “Festivals” und der Preisverleihung – vor dem Produkt den Produzenten und vor dem Produzenten die Vermittlerinstitutionen ins öffentliche Bewußtsein rücken. Festival und Preisverleihung sind Präsentationsformen, die, selbst in ihren sparsamsten Versionen, noch die Spuren feierlicher Einsetzungsrituale tragen und zugleich damit einen Distinktionsakt vollziehen, der zwischen Arrivierten und Nicht-Arrivierten eine Grenze zieht. Das wirkt sich wiederum – so unsere These – nicht nur auf die Rezeptionseinstellungen der Konsumenten, sondern auch auf die Sinn- und Wertzuschreibungen der Experten aus. In Abwandlung einer Bemerkung Walter Benjamins könnte man sagen: Der “Ausstellungswert” von Autor und Produkt drängt sich vor den “Gebrauchswert” der Texte.

In der Diskussion über die Fallstudien wurde gefragt, welche Kontexte in den geplanten Untersuchungen zu berücksichtigen, ob jene nicht in allzu komplexer, methodisch kaum beherrschbarer Vielfalt vorhanden sind. Vom Konsekrationsakt der Prämierung aus gesehen sind dies zunächst einmal Kontexte sozialer Natur. Mit den Begriffen Pierre Bourdieus: das “literarische Feld” im Rahmen des “sozialen Raums”, die Sozialbiografien der Autoren, die Institutionen (und Machtinstanzen) sowohl der literarischen “Konsekration” als auch der Wertnormierung und – nicht zu vergessen – die ritualisierten Praktiken nachhaltiger Auszeichnung sowie zugleich damit die Präsentation des Autors vor den Blicken des gesellschaftlichen Kollektivs, ein Vorgang, der den einzelnen zur *Person* macht und ihn im Sinne einer allgemein gültigen Zuschreibung als Autor definiert. Womit auch die Fragen literarischer Wertbildung zusammenhängen, werden diese nicht isoliert, sondern in Relation zu den gesellschaftlichen Formationen des kulturellen Diskurses studiert.

Die Beziehung zwischen Text und Praxis gab Anlass für anschließende Kontroversen. In deren Verlauf kam auch wie selbstverständlich die Sprache auf die Rolle jener nichtsprachlichen Medien (Bilder, materielle Symbole, leibvermittelte Ausdrucksfunktionen etc.), die im Zentrum ritueller Performances stehen. Wenn es stimmt, so wurde vermutet, dass solche Praktiken in normierender bzw. definierender Weise auf die öffentliche Wahrnehmung von Autorschaft und Werkgeltung Einfluss nehmen, muss darüber nachgedacht werden, ob und in welchem Maße sich das auf die Rezeption der literarischen Texte und damit auch auf die Normierung des Literatur- als eines Wertbegriffs auswirkt. Um das überprüfen zu können, sind weitere Kontexte, vor allem die Rezeptionszeugnisse der Kritik und vermutlich auch der Literaturgeschichtsschreibung (Nachruhm), in die Analysen einzubeziehen.

(3) Der Vortrag von Prof. Gilcher-Holtey über das historische Ende der Gruppe 47 lockte Fragen hervor, die sich auf die Organisation literarischer Wertungsdiskurse, auf literaturpolitische Aspirationen (Kanonstiftung) und auf die soziale Qualität literarischer Gruppenbildungen bezogen. Ob die immerhin 20jährige Dauer der Gruppe 47 eher auf literaturtheoretisch als auf formal-rituelle Praktiken zurückzuführen ist, blieb offen. Immerhin gehört zur Gründungsgeschichte der Gruppe auch die Situation deutscher Autoren in amerikanischer Gefangenschaft. Strukturen rituellen Charakters ließen sich ohne weiteres identifizieren. Ihre Besonderheit liegt aber in der Absage an die Ritualkonventionen der feierlichen Literatur- und Autorenwürdigung, so dass hier mit Fug und Recht von *antirituellen Ritualisierungen* die Rede sein kann. Zu den Formalia, die – wie zu vermuten ist – etwas zur prekären, frei von kodifizierten Normen (Statuten) entstandenen Kohärenz der Gruppe beigetragen haben, gehörten u.a. ein von Jahr zu Jahr wiederholter Versammlungsturnus, die väterliche Autorität einer Gründungs- und Führungsfigur, die Usancen des unpathetischen (monotonen) Vortrags und das Redeverbot für die Autoren während sie der Kritik ausgesetzt waren. Andererseits aber sind Diskussionen über literarische Qualität nicht mit liturgisch gestalteten Ritualen zu verwechseln, da im Diskurs vor allem das Argument, weniger aber der expressive Handlungsvollzug (performance) den Ausschlag gibt.

Wenn soziale Prozesse zur Konstitution der Literatur als einem anerkannten autonomen Wertsystem beitragen, so schließt das zwar Gruppenbildungen und öffentlich wirksame Selbstdarstellungen ein, aber das notorische Einzelgängertum vieler, nicht aller Schriftsteller bleibt eine Funktion jenes anti-institutionellen Widerspruchs, der sich in innerliterarischen Ideenkämpfen niederschlägt und darüber hinaus nicht selten Ausdruck in den parodistischen Antworten der Literaturpreisträger auf die ihnen gespendeten Wohltaten findet. Die Prämien, die den erfolgreichen Schriftstellern in den Sitzungen der Gruppe 47 zuteil wurden, hatten, was eine eigene Untersuchung wert ist, viel mit der Anwesenheit bestimmter Verlage (Suhrkamp zumal) während Vortrag und Kritik zu tun.

Prof. Jurts Vortrag über Bourdieus Theorie des "literarischen Feldes" konzentrierte sich auf die Vorzüge des Feld-Konzepts im Vergleich mit literaturimmanenten, strukturalistischen und älteren, dem Buchmarkt gewidmeten literatursoziologischen Ansätzen. Bourdieus Feldbegriff erhebt keine deskriptiven Ansprüche, sondern ist als ein Konstrukt zu verstehen, mit dessen Hilfe Relationen zwischen den autonomen Bereichen des Kulturellen, des Politischen und der Ökonomie bezeichnet werden können. Feldstrukturen sind niemals statisch, sie besitzen vielmehr aufgrund der ständigen Macht- und Positionskämpfe zwischen den im Feld tätigen Akteuren eine ruhelose Dynamik. Die innere Logik des Einzelfeldes steht wiederum in agonaler Beziehung zu den Dynamiken der anderen Felder, so dass auch die Feld-*Autonomie* stets als etwas Flüssiges und Relatives verstanden werden muss. Die Eigengesetzlichkeit des einen Feldes muss sich ständig durch Unterscheidung von der Eigengesetzlichkeit der andern behaupten – ein Erkenntnismodell, das im Eigenen allemal jene Differenz zum Anderen mitzudenken sucht, von der in der Praxis immer wieder neue Veränderungsimpulse ausgehen.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Ausdifferenzierung autonomer Felder ist die Professionalisierung der Akteure. Historisch gesehen ist daher die Ausbildung literarischer Felder (in Europa) ein Produkt der Expansion der Printmedien im 19. Jh und der damit einhergehenden Etablierung der beruflichen Schriftstellerrolle. Literarische Produkte sind nach Bourdieu "symbolische Güter" (Waren *und* Signifikanten), deren "sozialer Wert" im Zusammenspiel verschiedener, im literarischen Feld aktiver

Instanzen geschaffen wird. Zu diesen gehören nicht nur die Verleger, Rezensenten, Theaterregisseure etc., sondern auch die Institutionen der Literaturpreisverleihungen. Nicht der Autor *macht* die Literatur, es sind vielmehr die gesellschaftlich wirksamen, öffentlich hervortretenden Instanzen, die den Autor zum ‚Schriftsteller‘ und sein Produkt zur ‚Literatur‘ *machen* bzw. ihm jenes Renommé verschaffen, das auf „Anerkennung“ beruht (vgl. dazu auch Nathalie Heinich: *L'épreuve de la grandeur. Prix littéraire et reconnaissance*, Paris 1999).

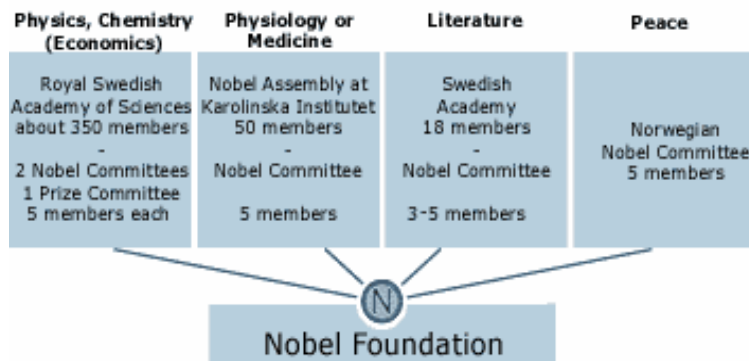
Als ein Beispiel für die Konsekrationsleistungen eines frz. Literaturpreises kann der 1903, zwei Jahre nach der ersten Nobelpreisverleihung gegründete *Prix Goncourt* gelten, der, verbunden mit einem bloß symbolischen Geldsümmchen, u.a. zur Kanonisierung des Romans, einer bis dahin in Frankreich wenig angesehenen literarischen Gattung, beitragen sollte. Was dabei im Laufe der Jahre herauskam, ist die öffentliche Durchsetzung einer Romanform, die gefällig über das Gefällige schreibt, die Avantgarde ignoriert und „Urkunden der beglaubigten Welt“ produziert. An diesem Beispiel lässt sich zeigen, wie weit die bewußte Normierung des Ästhetischen mit den Mitteln ritualisierter Konsekrationspraktiken getrieben werden kann. Heute werden zudem die Laureaten des *Prix Goncourt* in Medienrituale verstrickt, die einerseits zur Produktwerbung beitragen, andererseits aber auch die öffentliche Auseinandersetzung über Wertfragen in neue Bahnen lenken.

Was Literatur *ist*, lässt sich anhand der vorgetragenen Beispiele mit einem spitzfindigen Hinweis beantworten, der in den Gesellschaften der Nachmoderne auf alle kulturellen Produktionen zutrifft: *Sie ist das Verhandelbare*.

Prof. Fischers Vortrag erweiterte die literaturwissenschaftliche Thematik um naturwissenschaftliche Perspektiven. Auch hier stand die Prämierung kultureller Leistungen, diesmal durch die Nobel Foundation im Vordergrund. Allerdings bestehen in diesem Feld Widersprüche, welche die Literatur nicht in dieser Schärfe zu spüren bekommen kann: zum einen das schnelle Veralten der zu prämierenden Leistungen, zum andern die Tatsache, dass die Erkenntnisse in den modernen Wissenschaften selten nur einer Einzelperson zuzuschreiben sind, und schließlich die völlige Abwesenheit eines schriftlichen Kanons (die durchaus vorhandene „Bibliothek“ der wiss. Nobelpreisträger wird bestenfalls von Wissenschaftshistorikern zur Kenntnis genommen). Was die Konsekrierung auf Dauer zu stellen sucht, den Namen des Forschers und seine Entdeckung/Erfindung, ist oft schon im Augenblick der Kandidatur historisch geworden. Umso interessanter ist die Frage nach dem Wandel der Urteilsmaßstäbe und der damit verbundenen Wissenschaftsauffassungen in den Gremien der preisverleihenden Institution.

Nobel hatte in seinem Testament festgelegt, es sollten solche wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen belohnt werden, die „der Menschheit den größten Nutzen“ brächten. Die Testamentsvollstrecker haben drei Disziplinen ausgewählt, die damals, um 1900, noch durch so etwas wie eine fachliche Einheit zusammengehalten wurden: an erster Stelle Physik, an zweiter Stelle Chemie und drittens medizinische Forschung (Wirtschaftswissenschaften kamen später hinzu). Das Festhalten der Königlich-Schwedischen Akademie der Wissenschaften und des Karolinska Instituts an dieser Einteilung ist heute anachronistisch, da sich die disziplinären Strukturen und Forschungsprozesse längst radikal verändert haben. Weder finden die Umweltforschung noch interdisziplinär konzipierte Projekte ihren Weg in die Entscheidungsprozesse der preisverleihenden Gremien. Eine angemahnte Reform wurde vor wenigen Jahren mit dem Hinweis auf die alte Attraktionskraft der Nobelpreise zurückgewiesen.

# The Nobel Institutions



Eine weitere gravierende Veränderung betrifft die öffentliche Anerkennung der prämierten Personen und Themen. Waren es in der Anfangsphase die “großen Namen” (Röntgen, Einstein, Bohr, Planck), so sind es heute Spezialisten, die allenfalls in Fachkreisen bekannt sind; entsprechend spezialistisch und schwer nachvollziehbar sind die Themen, deren Nutzen den Grund für die jeweilige Konsekration bilden soll. Die “großen Themen und Namen” waren einst Bürgen nicht nur des wissenschaftlichen Fortschritts, sie hatten auch über das Fachliche hinaus dem Laien etwas zu sagen. Zu dem “Nutzen”, von dem das Testament des Stifters spricht, kam dadurch noch ein *Wert* hinzu, der – so könnte man sagen – in Relation zur philosophischen Konstruktion von Weltbildentwürfen stand. Davon ist heute im Geschäft der wissenschaftsbezogenen Nobelpreisungen kaum noch eine Spur vorhanden.

In der Aussprache über Prof. Fischers Vortrag ging es u.a. auch um die Frage nach den kulturellen Werten jener Wissenschaftenerkenntnisse, deren nutzenbringende Ergebnisse die Nobelkomitees für preiswürdig halten. Die Norm der Wertneutralität verhindert eine Reflexion dieses Problemzusammenhangs, den frühere Wissenschaftler wie Einstein noch in die paradoxe Formel zu fassen wussten, sie interessierten sich für die Fragen, auf die es keine Antworten gibt. Die Nobelpreise aber, so Fischer, seien Belohnungen vor allem für diejenigen, die Antworten gefunden haben. Ein Gedanke, der auch an der Auswahl der Literaturnobelpreisträger zu überprüfen wäre. Zwar spielt Wertneutralität hier keine Rolle, aber die Frage ist, ob nicht auch in diesem Fall lange Zeit dem Maßstab des (moralischen) Nutzens eine größere Bedeutung zugestanden wurde als jener Idee ästhetischer Autonomie, die sich wohlfeiler Antworten auf die großen Menschheitsfragen enthält.

Die Nutzen-Wert-Konstellation ist von zentraler Bedeutung für die Einschätzung des (wissenschaftlichen) Fortschritts. War dieser zur Zeit Alfred Nobels noch hoffnungsfroh an der Forderung von Brechts Galilei orientiert, die Bedingungen menschlicher Existenz zu verbessern, so ist dieser Optimismus nach dem Ende des Bacon’schen Zeitalters im 21. Jh. nicht mehr aufrecht zu erhalten. Auch hier lässt sich eine Frage anschließen, die mit der Legitimation kultureller Wertbildungen überhaupt zusammenhängt. Denn alle Konsekrationsinstanzen, nicht nur die von der Nobel Foundation eingesetzten Gremien, fällen Werturteile über Kandidaten und Werke, die wiederum zur Verstetigung einer Werthierarchie beitragen wollen. Wie diese Werthierarchien – Resultate der Urteilsprozesse in den Komitees – zustande kommen, das bleibt aber sinnigerweise ein Geheimnis, da die Akten der entsprechenden Jury-Sitzungen aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes 50 Jahre lang unter Verschluss bleiben müssen. Die Arkanpraxis als Garant für die Wirksamkeit der Konsekration?

“Normen müssen zur Darstellung kommen, kommunikabel sein und eingeübt werden.” Mit dieser Formulierung eröffnete Prof. Burkard seinen Vortrag über die Beziehung zwischen Norm und Ritual. Ein Hauptsatz seines Vortrags, der verschiedene philosophische Positionen zum Thema befragte, betonte die Transformation der Normen im Prozess ihrer individuellen Rezeption und Aneignung, anders gesagt: die potentielle Freiheit, die in der praktischen Applikation der Normen durch die Handlungssubjekte in konkreten Situationen liegt. Rituale sind offenbar besonders geeignet, Normen zu vermitteln bzw. einzuüben. Diese besondere Eignung liegt zum einen im Sachverhalt der ihnen eigenen formalisierten Repetitivität, denn diese scheint im Vollzug das, was Normativität überhaupt ausmacht, unabhängig von der inhaltlichen Aussage bestimmter Normen, erfahrbar zu machen. Zum andern sind es die inhaltlich relevanten materiellen Symbole, die im Ritual zur Anwendung kommen. Zum Ritual gehört das eine wie das andere, ohne dass Formalität und Materialität jedoch einander entsprechen müssen. Daraus folgt: Rituale besitzen eine Vieldeutigkeit, die, im Sinne des oben erwähnten Widerstandes, Spielräume der Normendurchsetzung öffnen. Ihr medialer Darbietungsmodus erlaubt es, wie auf einer Bühne mit den Darstellungsregeln zu spielen, um auf die Rigidität der Normen mit Kritik und Veränderung zu antworten.

Die Analyse von Ritualen muss sich stets gegenwärtig halten, dass es kulturspezifische Bedingungen sind, die über Sinn und Bedeutung, über Erfolg oder Wirkung der rituellen Praxis entscheiden. Weshalb verallgemeinernde Aussagen wie die von der prinzipiellen Bedeutungslosigkeit der Rituale haltlos sind. Wie in jeder Handlungsanalyse ist zu berücksichtigen, welche Funktion die Akteure eines Rituals ausüben, ob der Spezialist oder der teilnehmende Laie oder ein außen stehender Beobachter auf die Fragen des Forschers Antworten gibt.

Rituelles Handeln ist in besonderem Maß an Verkörperungsfunktionen gebunden, deren Verständnis mit Plessner auf eine Hermeneutik der Sinne angewiesen ist. Wenn Sinn sich über das Sinnliche erschließt, so stellt sich die Frage nach Nähe und Abstand der Bedeutungsgenerierung zur leibvermittelten Expressivität. Bedeutung ist in diesem Zusammenhang nicht mehr allein als eine semantische Größe zu begreifen, vielmehr pluralisiert sich dann der Bedeutungsbegriff je nach der Verkörperungsform des “optischen, akustischen oder zuständlichen Sinneskreises” (Plessner). Diese Vielfalt erweitert den Spielraum des Möglichen und verbietet es, das “Verkörperungsgeschehen” rituellen Handelns auf eine eindeutige, von allen Beteiligten gleichermaßen erfahrene Geltung und Wirkungsweise festzulegen.

Rituale lassen sich aber auch mit Foucaults Begriff des “Dispositivs” verbinden, bezeichnet dieses Konzept doch das Zusammenwirken von Diskursen (im Sinne von Wissensformen) und Disziplinen (im Sinn körperlicher Praktiken). Da in der Moderne die Grenzen der Dispositive nicht ein für allemal festliegen, gibt es auch keine eindeutigen Machtzentren, sondern nur Wechselspiele zwischen Macht und Gegenmacht (Widerstand). Übertragen auf die rituelle Durchsetzung von Normen im Zusammenwirken von Diskursen und Disziplinen, heißt das: Unter den Bedingungen der Moderne bleiben die Normen flexibel, während die rituelle Praxis sie temporär stabilisiert. Ja, es ist vermutlich möglich, Rituale als Bühnen zu betrachten, auf denen die Akteure die ihnen von den rituellen Umständen verliehene Macht nutzen, um diese zu unterlaufen.

Methodologisch gesehen sind kulturelle Praktiken, also auch Rituale niemals unabhängig von Be-Deutung. Die kulturelle Welt ist niemals eine Sache an und für sich, sondern immer schon eine interpretierte (gedeutete) Welt, will sagen: Ihr Dasein

als Welt ist nur möglich im Rahmen einer Bezugnahme, die von einem deutenden Bewußtsein ausgeht. Weshalb die Rede vom Auf- oder Erfinden angeblich objektiv gegebener kultureller Bedeutungen keinen Sinn macht. Noch einmal zeigt sich hier, wie problematisch die These von der Bedeutungslosigkeit der Rituale ist. Denn zuerst einmal müsste geklärt werden, welche Bedeutung der Ethnologe erwartet und welche Bedeutung der Ritualakteur im Kopf hat. Und keiner von beiden kann aus dem Deutungszusammenhang, der einer Textur, einem Gewebe von Bedeutungen gleicht, einfach aussteigen.

Es ist eine hermeneutische Grundeinsicht, dass sich nur deutend, also *innerhalb* eines Bedeutungsuniversums Aussagen über die Bedeutungen oder Nicht-Bedeutungen der Phänomene und Existenzweisen machen lassen. Was ein materielles Symbol, z.B. ein Kultbild, bedeutet, ist daher nicht im Gegenstand selber fundiert, sondern eine Funktion der Zuschreibung durch die mit diesem Kultbild rituell verfahrenen Gruppe. Umgekehrt ist die Wirkung des Rituals abhängig von den Deutungsleistungen der einzelnen Teilnehmer. Denn ein Teilnehmer, dem die Bedeutung (die nicht auf etwas Semantisches zu reduzieren ist) des materiellen Symbols, das im Mittelpunkt der rituellen Praxis steht, unbekannt ist oder die er als etwas Fremdes, dem eigenen Glaubens- und Deutungsuniversum widersprechendes wahrnimmt, erfährt eine ganz andere Wirkung als derjenige, dem der rituelle Umgang mit diesem Symbol zur Gewohnheit geworden ist. Das schließt eine durch den Ritualvollzug provozierte Bedeutungsdynamik indessen keineswegs aus. Denn gerade das Sichtbarmachen bestimmter materieller Symbole oder kultischer Objekte im Verkörperungsgeschehen des Rituals, z.B. Veränderungen in der Abfolge ihres Vorzeigens oder das Weglassen einer Geste, eines Kostümteils usw., können Befremdungseffekte hervorrufen, die zur Re-interpretation und damit zur Revision bzw. Reflexion der gewohnten Deutungsmuster führen. (Beispiele zuhauf liefern die Inszenierungen politischer Machtrituale, bei denen die Kleidungsstücke, aber auch die choreographischen Gruppierungen der Machthaber und ihrer Adjunkte auf der ‚Bühne‘ eine eminente Deutungsmotorik auf Seiten der Kommentatoren auslösen können.)

Prof. Burkards Thesen gaben Anlass zunächst für weitere Überlegungen zum Verhältnis zwischen Machterhalt durch rituelle Normierung auf der einen und Widerstand gegen Machtstrukturen durch das Ausreizen von Widerstandspotentialen auf der anderen Seite. Mit Blick auf die Einstellung der Ritualteilnehmer lässt sich wohl zwischen der Übernahme von Rollenmustern und der Interpretation der symbolischen Handlungen, aus denen das Ritual sich zusammensetzt, unterscheiden. Der regelmäßige Kirchgänger übernimmt vielleicht nur ohne bestimmte Erwartung ein von der Ritualinstitution (der Kirche) vorgeschriebenes Rollenverhalten; die ‚Wirkung‘ ginge dann von ihm selber aus, wäre auf die soziale Erwartung der Gruppe oder der Nachbarn bezogen. Der Kirchgänger kann aber auch diesen regelmäßigen Gang und die damit verbundene Ritualteilnahme als eine durch seine Aktivität stets aufs neue wieder und wieder erneuerte Quelle des Heils interpretieren. Beides ist möglich, eine holistische Aussage über die bestimmte Wirkung des Rituals, so Burkard, daher aber grundlos. Die äußerlich sichtbare Formierung kollektiven Verhaltens während des Ritualvollzugs kann keine Gewissheit in der Erkenntnis der Motivationen und Erwartungen einzelner geben. Eine Warnung, die umso mehr den Einsatz von Individualinterviews im Zusammenhang z.B. mit den Konsekrationsritualen der Literatur- und Kunstpreisverleihungen nahelegt.

## *Ausblick*

Die entscheidende Frage, die die Mitglieder des TP C5 mit dem Workshop verbanden, ob das eigene Forschungsvorhaben in der wissenschaftlichen Kommunität auf Verständnis trifft, erhielt eine positive Antwort. Im einzelnen kamen im Verlauf der sehr lebhaften Gespräche zahlreiche Probleme zur Sprache, die sich sowohl auf die Methodik des Teilprojekts als auch auf die Grundlagen des SFB bezogen. An dieser Stelle sollen nur zwei offene Fragen, die sich allerdings aufs Grundsätzliche beziehen, kurze Erwähnung finden.

Sehr dringend erscheint uns eine genauere Unterscheidung zwischen den rituellen Handlungslogiken in den modernen Gesellschaften und den Funktionen, die der Ritualbegriff im Kontext vormoderner Lebensformen evoziert. Ist der Kulturbegriff der Moderne in doppelter Weise reflexiv, soll heißen: traditionsentkoppelt und durch die Metasprachen der wissenschaftlichen Analyse auf Abstand zur naiven Praxis gebracht, so tangiert das insbesondere die wertbildenden Prozesse der von uns zu untersuchenden Konsekrationsinstanzen unter Einschluss all jener modernen Institutionen, in denen der Vollzug einer rituellen Handlung den Abschluss eines auf diskursiver Ebene vollzogenen Urteilsprozesses (Jury) bildet. Um die Frage zuzuspitzen: Sind in bezug auf Moderne und Vormoderne nicht verschiedene Ritualbegriffe zu unterscheiden? Schon die Abkopplung einer im engeren Sinne kulturellen von religiösen, politischen, ökonomischen Wertsphären legt es nahe, neben der vielgerühmten gemeinschaftsstiftenden Funktion ritueller Praktiken die analytische Aufmerksamkeit vor allem auch auf die institutionellen Rahmenbedingungen dieser Praktiken zu richten. Dort wo die Qualität von wissenschaftlichen und ästhetischen Leistungen im Rahmen unabhängiger Wertungsinstitutionen diskursiv ausgehandelt wird, ist die Flexibilität der Normen eine Tugend und der Ritualakt der Prämierung – wie es scheint – weniger ein transformativer Akt, als eine öffentliche Bestätigung des ausgehandelten Urteils.

Wir hoffen, das Gespräch über die von den Workshop-Diskussionen angeregten Vermutungen und Gedanken mit den Teilnehmern, insbesondere mit den auswärtigen Gästen, denen wir viel zu verdanken haben, auch in Zukunft fortsetzen zu können.

Dietrich Harth  
30. Juni 2003